

Alex Marzano-Lesnevich

körper_sprechen

Mein genderqueeres Suchen

aus dem us-amerikanischen Englisch
von Linus Giese

w_orten
& meer

Ich bin acht Jahre alt, sitze in der Küche meiner Kindheit und bin darauf vorbereitet eines der Heimvideos anzuschauen, die mein Vater gemacht hat. Diese Videokassette existiert somit immer noch irgendwo. Die Tochter auf dem Bildschirm gibt es also noch, irgendwo: zerzauste Haare und Sommersprossen auf der Nase, die sich mit der Zeit über eine Seite ihrer Stirn ausbreiten werden.

Ein Körper, der einen Baseball genauso werfen kann, wie ihr Vater es ihr beigebracht hat. Ein Körper, in dem Knochen und Hormone darauf warten, sich zu den breiten Hüften zu entwickeln, die ihre Mutter ihr vermacht hat.

Ein Körper, der Narben hat: die Narben über ihrem Herzen und ihrer Lunge von einem Skalpell, das ihr das Leben rettete, als sie ein Baby war. Und die unsichtbaren Narben, verursacht von einem Mann, der sie berührte, als sie noch ein Kind war.

Ein Körper ist ein Archiv, oder ein Körper ist Freiheit, oder ein Körper ist ein Schlachtfeld. Mit acht Jahren weiß sie bereits, dass ihr Körper alles drei sein kann.

Doch dann geriet etwas durcheinander. Als die Schule das Musical South Pacific aufführt, gibt es nicht genug Rollen für

Mädchen. Weil sie genauso groß ist wie die Jungen – wenn nicht sogar größer, tun sie etwas, das eigentlich undenkbar ist in dieser aufstrebenden Stadt der 80er Jahre. An diesem Ort, an dem die Männer am Steuer sitzen, während die Frauen ein perfektes O mit ihren Mündern formen, um im Rückspiegel Lippenstift aufzutragen. Für das Musical haben sie aus ihr einen Jungen gemacht.

Nein, das stimmt nicht – denkt sie. Sie haben ihr die Erlaubnis gegeben, ein Junge zu sein.

Woran ich mich erinnere, ist die Aufregung, die ich spürte, als mein Vater das Video in den Rekorder einlegte. Normalerweise hasse ich es Videos anzuschauen, auf denen ich zu sehen bin. Normalerweise ist da diese Fremde auf dem Bildschirm, dieses Mädchen in der pastellfarbenen Kleidung, und ich bin dazu gezwungen, so zu tun, als sei das ich.

Und ich bin das ja auch, ich weiß, dass ich dieses Mädchen bin. Aber ich bin es auch nicht.

In der dritten Klasse bekamen wir im Kunstunterricht die Aufgabe, ein Selbstporträt zu malen, und auch noch Jahre später, wenn ich versuchte herauszufinden, wann dieses Gefühl begann – dieses Gefühl, keine Worte zu haben, um zu erklären, was mein Körper ist, um mich selbst als Menschen zu erklären, – kann ich mich noch an mein Entsetzen erinnern,

als ich meine Zeichnung neben die Zeichnungen der anderen Kinder meiner Klasse legte.

Sie hatten Strichmenschen gezeichnet, mit runden Köpfen und blonden Locken oder Bürstenschnitt; sie hatten ihre Familien gezeichnet, ihre Hunde und die hellgelben Strahlen einer Sonne. Ein Strichmensch hatte lange Haare und ein Kleid in Form eines Dreiecks, ein anderer kurze Haare und Jeans. Warum fiel es ihnen so leicht zu wissen, wie sie aussahen? Ich hatte einen Wirbel gemalt.

Aber jetzt in der Küche fällt mir auf, dass meine Geschwister auf ihren Stühlen herumzappeln und darum bitten, aufstehen zu dürfen – und dass ich das aus irgendeinem Grund nicht tue. Ich sitze vollkommen still da. Könnte es sein, dass ich das Video sehen möchte? Das Gefühl ist eigenartig. Bisher kannte ich das Vergnügen noch nicht, etwas, das mir am Herzen liegt, zu zeigen und zu sehen, wie die Welt darauf reagiert. Eines Tages werde ich Bücher veröffentlichen. Eines Tages werde ich dieses Gefühl lieben. Aber mit acht Jahren schmerzt und schützt es mich zugleich, meine eigene kleine Welt zu haben – sie auch mit anderen zu teilen, ist neu für mich. Meine Mutter bringt meine Geschwister zum Schweigen und reicht die Popcornschüssel herum. Mein Vater nimmt seinen Platz am Kopf des Tisches ein. Auf dem Bildschirm erscheint die Aula einer Grundschule. Am Rande der Bühne stehen bemalte Palmen aus Sperrholz. Dann teilt sich der Vorhang, und da stehe ich. Mein Haar ist straff zurückgekämmt, mein

Pferdeschwanz hochgesteckt, auf meinem Kopf befindet sich eine weiße Mütze wie von Seeleuten. Ohne die Haare sieht mein Gesicht anders aus: kantig und hager. Ich trage ein schlichtes, weißes T-Shirt, das ich in den Bund einer blauen Jeans gesteckt habe, all die Spitzen und Rüschen meiner normalen Kleidung habe ich von mir abgestreift – und damit, irgendwie, auch noch so viel anderes.

Mein ganzes Leben lang fühlte ich mich unbeholfen – ich besaß die falsche Größe und die falsche Form. Aber schau hin: Auf dem Bildschirm – da ist ausschließlich Leichtigkeit.

Ich weiß nicht, ob das Schweigen, an das ich mich erinnere, die ganze Küche erfasste oder nur mich selbst. Meine Mutter ist die Erste, die die Stille auflöst. »Du stellst einen gutaussehenden Jungen dar!«, sagt sie. Ich kann die Worte in mir spüren, für die ich nicht mutig genug bin, um sie auszusprechen: »Ich weiß«.

Kurz darauf begann ich die langen Haare zu ignorieren, die mich so sehr zu einem Mädchen machten, und ließ sie tagelang zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, bis sie sich zu einer festen, dunklen Masse verknoteten. Alle meine Freun*dinnen waren Jungen und meine liebsten Stunden verbrachte ich damit, zusammen mit meinem Zwillingsbruder und einem Nachbarsjungen auf der Wiese Teenage Mutant Ninja Turtles zu spielen. Mein Zimmer war blau,

mein Teddybär war blau, und der Turtle, der ich sein wollte, war Leonardo. Nicht nur, weil er schlau war, sondern auch, weil seine Farbe blau war. Wenn mein Zwillingsbruder etwas durfte, was ich nicht durfte – alleine zum Baseballspiel gehen, obwohl wir alle Fans waren; zelten mit den Pfadfindern, während meine Schwestern und ich zum Ballett gefahren wurden; die Pornomagazine behalten, die ich bei ihm im Schlafzimmer gefunden hatte – all das mit der Begründung, dass er ein Junge sei, dann schnürten mir Wut und Tränen den Hals zu. Heute denke ich, dass das Trauer gewesen sein muss. Trauer darüber, nicht verstanden zu werden.

Eines Nachmittags, als mein Bruder wieder einmal ohne T-Shirt rausgegangen war, um Fangen zu spielen und ich das nicht durfte, erklärte ich meinem Vater, dass ich kein Mädchen sein wollte. Ich wollte kein Mädchen sein, wenn Mädchen-Sein bedeutete, dass ich ein T-Shirt tragen musste. Mein Vater ging weg, um meine Mutter zu holen. Sie flüsterten miteinander, dann erklärte meine Mutter mir, dass ich mich glücklich schätzen sollte, ein Mädchen zu sein – es gebe so viele gute Dinge daran, ein Mädchen zu sein. Ich wusste, dass es diese Dinge gab, das war nicht das Problem.

Das Problem war, dass Menschen mich ein Mädchen nannten. Ich erinnere mich daran, wie mir klar wurde, dass ich das meiner Mutter nicht erklären konnte.